Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Tel. Douglas 3700 Omaha, Nebraska
DES MOINES, IA., BRANCH OFFICE: 320 West 5 Str. Phone Walnut [illegible]

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the Act of Congress, March 3, 1879.

Preis des Tageblattes: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post per Jahr $4.00. — Preis des Wochenblattes: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Omaha, Nebr., 23. April 1915.

Bryan's Antwort.

Von Dr. H. Gerhard

Endlich ist sie gekommen. Von Bryan unterschrieben. Aber von Willen verfaßt. [illegible] Ansichten. Sich drum vom [illegible] von Rechten, die man nie aufgeben werde, und von Pflichten, die man streng erfüllen müsse. Und im Vergleich dazu die Thaten, die genau das Gegentheil aufweisen — das ist so ungefähr der summarische Eindruck dieser Note.

Doch gehen wir zum Beweis auf den Wortlaut der Note ein. Gleich im Anfang: „There are many circumstances connected with these important subjects to which I would have expected your Excellency to avert, but of which you make no mention, and there are other circumstances to which you do refer which I would have supposed to be hardly appropriate for discussion between the government of the U. S. and the government of Germany." — Versteht das der Leser? — Ich wette, daß von hundert perfekten Englisch-Amerikanern noch keine fünf diesen diplomatischen Satz richtig auslegen können. In einfachem Deutsch aber heißt der Satz etwa so: „Mein lieber Graf Bernstorff, ich hätte gern gesehen, wenn Sie allerhand harmlose Gegenstände berührt hätten, wie zum Beispiel ein nettes Gespräch über das schöne Wetter, aber Sie haben da andere Dinge erwähnt, die ich nicht als geeignet für eine Unterhaltung zwischen unseren beiden Regierungen halte, weil sie uns sehr unbequem sind."

Dann nimmt Herr Bryan einen Anlauf zur Kurasche: „Mein Herr, Sie gebrauchen einen Ton in Ihrer Note, als ob Sie unsern guten Willen betreffs der Neutralität bezweifelten." Aber sofort macht er im nächsten Satz seinen Zurückzieher: „I take it for granted that no such implication was intended."

Erst stellt er fest, daß in der Note der gute Wille von U. S. angezweifelt werde, dann stellt er seine Ueberzeugung fest, daß so was nicht beabsichtigt sei. — Nun, wir glauben, daß die Note der deutschen Regierung sehr klar und unmißverständlich war. Das weiß Herr Bryan auch selber gut genug.

Dann aber kommt ein Satz, den wir unbedingt niedriger hängen wollen: „. . . that any change in its own laws of neutrality during the progreß of war which would affect unequally the relations of the U. S. with the nations at war would be an unjustifiable departure from the principles of strict neutrality by which it has consistently sought to direct its actions."

Gedächtniß sehr schwach. Im mexikanischen Kuddelmuddel lautete es ganz anders. Dort wurde heute ein Embargo auf Waffen verhängt, morgen wieder aufgehoben ohne weiteres, wie es gerade den Washingtoner Herren in den Kram paßte. Und die deutsche Regierung hatte in unserem spanischen Kriege keinen Moment gezögert, das Schiff mit Waffen für Spanien noch in der Elbmündung zu überholen und dem Wunsche des amerikanischen Botschafters Andrew White gefällig zu sein. Wie würde man hier gezetert haben, wenn die deutsche Regierung sich damals auf den mephistophelistischen Standpunkt Bryan's gestellt und erklärt hätte: „Wir können jetzt, wo Ihr mitten im Kriege mit Spanien seid, nichts machen, sonst würden wir ja unsere Neutralität aufgeben. Wenn Ihr was wollt, so seht selber mit Eurer Flotte zu, daß die Spanier keine Waffen von uns bekommen." Wie nobel damals die deutsche Regierung und wie — unnobel heute die Wilson-Bryan-Regierung! — Ja, Dankbarkeit ist eine schöne Sache — bei anderen!

Darum berührt uns auch ganz eigenartig die Phrase am Schlusse von der „warmen und schon so lange bestehenden Freundschaft zwischen dem Volke der U. S. und dem Volke Deutschlands". Das ist fürwahr eine schöne Freundschaft, wenn man aus Leibeskräften hilft, den treuen Freund umbringen. Heuchelei! —

Aber um die Hauptsache ist Herr Bryan drum herum geschlichen, wie die Katze um den heißen Brei, und das ist der Inhalt der Note, daß die Ver. Staaten sich so demüthig und willenlos ihren Handel mit neutralen Staaten von dem englischen „Sea Lord" verbieten lassen, ohne Repressalien zu üben. Das war doch der Kern der Note. Freilich, wäre unsere Regierung darauf eingegangen, so hätte sie sich beim eigenen Volke gründlich blamiert, denn sie hätte dann eingestehen müssen, daß alle Proteste an die englische Regierung — für die doch [illegible] Stichhaltiges für den amerikanischen Bürger: O Herr, gieb uns einen George Washington oder einen Grover Cleveland mit seinem Olney!"

Das Wesen des Männerchors!

(Aus der „Sängerfest-Zeitung".)

Immer mehr hat sich der Männerchor die Welt erobert, und man geht sicher nicht fehl, wenn man als die erste und doch innerste Ursache der Gründung von Männergesangvereinen den Wunsch nach geselligem Verkehr ansieht. Man darf auch in der Musikgeschichte nicht immer nur mit idealen Vorstellungen arbeiten. Die Deutschen um die Wende des 18. Jahrhunderts liebten auch wie die alten Germanen das Zusammensitzen bei einem guten Trunk, den sie sich mit viel guten Reden und mit Gesang würzten. Man kann es sich leicht vorstellen, wie aus der Thätigkeit bei der Männerwelt der Wunsch nach gemeinsamen Verkehr auch nach Feierabend entsprang und zwar ohne Damen. Der Name „Liedertafel", den sich die 24 männlichen Mitglieder der Berliner Singakademie, die sich am 20. Dezember 1808 unter Zelter's Vorsitz versammelten, beilegten, bekundet diesen geselligen Ursprung. In England war es auf gleiche Art bereits im 18. Jahrhundert zu „Klubs" gekommen.

Die Mitglieder dieser ersten „Liedertafel" waren ausschließlich Komponisten, Dichter und Berufssänger. Diese „künstlerische" Zusammensetzung aber ist gerade ein Beweis für den „geselligen" Zweck, genau so, wie die Bestimmung der etwas freieren „Magdeburger Liedertafel" (1848), daß nur Vomblattsänger aufgenommen werden dürften. Man wollte eben keinerlei künstlerische Mühe und Vorbereitung nöthig haben, sondern sich die gesellige Zusammenkunft nur durch einige Lieder würzen. Da für den ersten Verein noch keine entsprechende Litteratur vorhanden war, schuf man sie sich derart, daß die Mitglieder selbstgedichtete und selbstkomponierte Lieder vortrugen, die, sobald sie gut befunden wurden, von allen Mitgliedern in ihre Notenbücher eingetragen werden mußten. Die Berliner Liedertafel hat sich so einen Schatz von 500 Liedern geschaffen. Von diesen ging dann eine starke Anregung auf weite Kreise aus. Es ist ja leicht erklärlich, daß die strengen künstlerischen Anforderungen an die Mitglieder der Liedertafel um so eher schwinden mußten, als die betreffende Litteratur sehr einfach war. Sie war ja zum Vomblattsingen bestimmt, machte aber auch richtigen Dilettanten keine Schwierigkeiten, wenn die Zeit zur Vorbereitung gegeben war. Damit waren also besondere Männerchöre ins Leben gerufen. Die ausgedehnte Möglichkeit gemeinsamer geselliger Freuden und ungezwungenen Zusammenseins, die diese Vereine naturgemäß vor den gemischten „Chören" voraus hatten, machten die Männerchöre sehr schnell beliebt. Sie wurden bald aus den Künstlergesellschaften, die sie anfänglich gewesen waren, zu echt volksthümlichen Vereinen.

Auch in Süddeutschland war eine gleiche Bewegung entstanden, und bald traf die norddeutsche Bewegung mit der schweizerisch-süddeutschen zusammen. Hier hatte Hans Georg Nägeli (1773—1836) eine rege Thätigkeit entfaltet. Als Musikverleger sorgte er durch Neudruck für das Wiederbekanntwerden von Händel und Bach. Um deren Werke nun auch aufführen zu können, gründete er 1805 in Zürich ein „Singinstitut", das etwa der Berliner Singakademie entsprach. Nägeli aber, der selbst jahrelang als Gesanglehrer an einer Volksschule wirkte, war eine viel volksthümlichere Natur, als die Berliner Fachmusikerkreise. Er hatte die Bedeutung der Musikpflege für das Volk erkannt und wirkte durch Wort, Schrift und That für eine Verbreitung des Gesanges. Aus solchen Erwägungen kam er zum Männerchorgesang. Dieser stand also hier im Süden auf der volksthümlichen Grundlage, zu der er sich im Norden erst aus geselligem Beweggrund [illegible] heraus bilden mußte. Der Umstand, daß im Süden das Volkslied noch lebendiger war, wirkte auch in diesem Sinne. 1824 [illegible] den Schwaben der Stuttgarter „Liederkranz". Die Stuttgarter erhielten in Friedrich Silcher (1789—1860) den Mann, der, obwohl Universitäts-Musikdirektor, sich doch ein so volksthümliches Fühlen bewahrt hatte, daß seine Bearbeitungen von Volksliedern am meisten zur Pflege des Volksliedes in den Männerchören beigetragen haben. In manchen seiner eigenen Lieder traf er mit Recht den Ton jener echten Volkslieder, von denen der schwäbische Dichter J. G. Fischer so schön sagt: „Man macht sie nicht, man singt sie sich." Hier im Süden offenbart sich auch deutlich der Zusammenhang, in dem dieses Singen der Männer mit dem in früherer Zeit steht, der Gesangspflege in den Meistersingerschulen. Als im Jahre 1839 in Ulm die letzte dieser Schulen sich auflöste, da vermachten die letzten Zünftler ihre Innungszeichen, Fahnen und Singtische dem „Liederkranz". Sie hatten ihre Nachfolgerschaft, die allerdings dem Wechsel der Zeit entsprechend ein anderes Gesicht trug, gut erkannt.

Die Männerchöre fanden in Stadt und Land eine ungeheure Verbreitung. Nägeli konnte bereits 1834 rühmen, daß die Schweiz „wenigstens 20,000 kunstgerecht zu nennende Figuralsänger, welche Mitglieder von Vereinen sind", habe. Ganz entsprechend den Musikvereinen schlossen sich auch die Männerchöre zu Provinzialverbänden zusammen. Bald gab es 70 solcher „Bünde", die den deutschen Sängerbund mit über 80,000 Mitgliedern bilden. — Die Provinzialverbände hatten schon 1830 mit gemeinsamen „Liederfesten" begonnen, die sich vielfach zu regelmäßig wiederkehrenden Einrichtungen entwickelt haben (Norddeutsche Liedertafeln seit 1833; Märkische Gesangsfeste seit 1840). Auch der Deutsche Sängerbund, der übrigens seit 1862 eine eigene Zeitschrift „Die Sängerhalle" besitzt, hat große Feste gefeiert (1865 in Dresden, 1874 in München usw.). — Nach dem großen Vorbild des deutschen Männergesanges haben sich auch in Belgien (seit 1830), Frankreich (Orpheons, seit 1835) und Holland (seit 1840) ähnliche Sängerbünde gebildet; hier in Nordamerika bilden sie eins der besten Bindemittel für die zahlreichen Deutschen und wirken so für die Erhaltung des Deutschthums inmitten der englischen Welt.

Hier sind wir bei einer Seite der Wirksamkeit der Männerchöre angelangt, die von Anfang an viel zur Beliebtheit dieser Vereinigungen beigetragen hat, andererseits aber auch neben des mehr ästhetischen Verdienstes der Musikpflege ein ebenso bedeutsames ethisches stellt.

Es war eine Männerzeit um 1810 und im folgenden Jahrhundert. Erst eine Zeit bitterer Noth unter drückender Fremdherrschaft, dann die Jahre ruhmreicher Erhebung, darauf die lange Zeit böser Reaktion. Es ist sehr bezeichnend, daß die ersten wirklich volksthümlichen Männerchöre die packenden Weisen sind, die K. M. von Weber (1814) den Liedern Theodor Körner's lieh. Aber segensreicher noch, als für die Jahre des Kampfes, erwies sich der Männergesang für die Jahrzehnte der Reaktion. Als die Fürsten sich weigerten, dem Volke, das, in Waffen, die Throne gerettet, im Frieden das zu geben, was ihnen zukam; als man zaghaft vor dem wichtigen Schritt zurückwich, den die Zeit gebot — da wußte das Volk besser, als die entweder furchtsamen oder kleinlich auf ihre persönlichen Machtrechte erpichten Fürsten, was noth thut.

Jetzt ward das Lied zum Künder der Sehnsucht nach dem einigen deutschen Reich. Die Männerchöre waren die Träger dieses Liedes. Tausende von Männern sangen von deutscher Größe in vergangenen Tagen, deutschem Hoffen für die Zukunft. In Millionen erwachte, erhielt ihr Gesang die ganze Sehnsucht. Unter diesen Umständen gewannen auch die großen Lieder- und Sängerfeste eine wichtige politische Bedeutung, denn sie führten Tausende deutscher Männer aus den sonst so unverbundenen deutschen Gauen zu gemeinsamer Thätigkeit zusammen. Die Gesangsfeste zu Würzburg (1845) und Köln (1846) trugen bereits ganz den Charakter großdeutscher Veranstaltungen. Daher auch Oesterreichs anfängliche Gegnerschaft gegen das Männerchorwesen; der Wiener „Männergesangverein" durfte erst 1843 gegründet werden. Um die Lebendigerhaltung des deutschen Einigkeitsgedankens und die zu dessen Verwirklichung unerläßliche Verbrüderung der deutschen Stämme hat sich der deutsche Männerchorgesang unvergeßliche Verdienste erworben.

Dunkle Gewalten.

Novellette von M. v. [illegible]

Die letzten Strahlen der untergehenden Abendsonne huschten [illegible] in eine [illegible] Eine schöne Frau mit gesenktem Haupte und [illegible] die grünen, seidenen [illegible] auf dem weichen Blumenteppich.

„Nein, gnädige Frau, außer Gefahr ist der Herr Kommerzienrat noch nicht. Ich kann nicht sagen, ... daß bei seinem Alter ein solcher Sturz vom Pferde recht bedenklich ist. Indes — bei gewissenhafter Pflege und bei der bewährten Konstitution Ihres Herrn Gemahls dürfte, da er die Krise überstanden, sein Zustand sich zur Genesung wenden."

Die Herrin der Villa nickte und entgegnete leise:

„All Ihre Verordnungen werden strikte eingehalten, Herr Professor — ich selbst werde" —

„Sie sollten sich endlich Ruhe gönnen, meine Gnädige! Das Schlimmste ist vorüber, und jede geschulte Krankenschwester kann die Nachtwache übernehmen."

Sie hob, wie abwehrend, die schmale, weiße Hand.

„Es ist unmöglich, Herr Professor! Karaczonyi duldet niemand Fremdes um sich — auch die Dienerschaft nicht" —

Der Arzt lächelte seltsam.

„Hm! Er ist kein liebenswürdiger Patient — ich weiß. Nun denn, diese Nacht noch! Die kalten Umschläge müssen erneuert werden — alle zwei Stunden die Medizin eingeben. Sollte aber Atemnot bei getrübtem Sensorium eintreten, dann, bitte, alle drei Stunden aus diesem dunklen, kleinen Fläschchen nur drei, höchstens vier Tropfen in ein wenig Wasser. Vorsicht aber, gnädige Frau, ein paar Tropfen zu viel, und die heilbringende Medizin wird zum tötenden Gifte! Morgen früh setze ich wieder nach!"

Noch einen Blick wirft der Arzt, nachdem er sein Coupé bestiegen, nach den Fenstern der Villa hinauf, dann lehnt er sich bequem in die weichen Kissen des Wagens zurück und murmelte:

„Armes Weib! Sie hätte ein besseres Los verdient, als an der Seite dieses brutalen Unholdes dahinzusiechen."

Oben, im veilchenblauen Erkerzimmer, ist nun die goldene Sonnenflut verschwunden. Mit verschlungenen Händen lehnt noch immer die schlanke, schöne Frau am Türpfosten. Ihre großen, tiefdunklen Augen blicken wie geistesabwesend ins Leere — um den feingeschnittenen Mund zuckt verhaltenes Weinen.

Da dringt ein rauher, unartikulierter Laut aus dem Krankenzimmer — — fast mechanisch streicht sie die schweren Wellenscheitel aus der Stirn.

Ein paar kristallhelle Tropfen, die wider ihren Willen über die samtweichen Wangen rollen, fortwischend, öffnet sie leise die Tür zu dem überreich ausgestatteten Schlafzimmer.

In dem kunstvoll geschnitzten, vergoldeten Bett mit seinen seidenen, spitzenüberzogenen Kissen und Decken liegt ein großer, robuster Mann von sechsundsechzig Jahren. Er' ist offenbar nicht bei Bewußtsein, denn seine wulstigen, vom Fieber geborstenen Lippen murmeln Flüche und unzusammenhängende Worte:

„Verräterin! Hab' ich Dich, treuloses, elendes Weib? Fort von mir, Schlange! Aber Du sollst es büßen — ich zertrete Dich!"

Tiefaufatmend legt die junge Frau behutsam die neue, kühlende Kompresse auf den Kopf des Kranken. Doch im nächsten Augenblick wird das Tuch auch schon zur Erde geschleudert.

Aber mit der Geduld eines Engels wiederholt Leonore von Karaczonyi ihre Bemühungen — endlich wird der Kranke ruhiger, und tiefe Schnarchlaute verkünden, daß er eingeschlafen.

Es ist Nacht geworden.

Ein Weilchen steht Leonore am Fenster und atmet die Nachtluft ein, dann zieht sie erschauernd die Fenstervorhänge zusammen, rückt das kleine elektrische Lämpchen so, daß kein Lichtschein den Kranken trifft, und tritt ins Nebenzimmer, behutsam die Klingel ziehend.

„Susanne", sagt sie leise zur eintretenden Haushälterin, „die Magdalene soll sich bereit halten, für den Fall, daß ich sie diese Nacht noch nötig hätte oder der Kutscher zum Arzt gesandt werden müßte."

Eifrig nickte Susanne.

„Dafür sorge ich, Ew. Gnaden! Und ich selbst bleibe in den oberen Räumen und schlage mein Lager im grünen Fremdenzimmer auf. Darf ich denn etwas zum Nachtessen bringen, Gnädigste? Ein wenig Spargel oder Forelle? Auch heute mittag sind alle Platten fast unberührt herabgekommen" — —

„Ich kann nichts genießen, Susanne — es ist mir unmöglich!"

„Aber ein paar Glas alten Weines müssen die Gnädige nehmen — wie soll der Körper gehorchen, wenn man ihn so ganz vernachlässigt? Es ist ja heute schon die vierte Nacht, in der die gnädige Frau allein im Krankenzimmer wachen; wenn Sie doch erlauben möchten, daß ich oder Magdalene oder auch Ursula" — sagte bittend die alte Frau.

„Ich danke Euch," erwiderte, leicht lächelnd, die Herrin, „ich weiß, Susanne, wie treu und ergeben Du mir bist! Nun aber bringe den Wein, und lege Dich dann zur Ruhe."

Wenige Augenblicke später stand eine Karaffe mit köstlichem, weißem Burgunder vor ihr. Susanne küßt ihr die Hand und verläßt das Zimmer, nicht ohne einen besorgten Blick auf die geliebte Herrin und einen scheuen auf den Kranken geworfen zu haben.

Leonore ist wieder allein.

Erst jetzt fühlt sie die große Ermüdung der seit Tagen überreizten Nerven. Sie preßt die Hände an die schmerzenden Schläfen, und es bedarf ihrer ganzen Energie, der Anstrengung aller physischen Kräfte, um dem Verlangen des Einschlafens nicht nachzugeben.

Nachdem sie die kleine, rubingeschmückte Standuhr in ihre Nähe gerückt, sinkt sie erschöpft in den großen Lehnsessel. Sie fröstelt — mechanisch greift sie nach dem von Susanne gefüllten Glaspokal und trinkt in durstigen Zügen.

Susanne hatte recht — — wie gern hätte sie sich von den Dienerinnen, die ihr ergeben waren, für eine Nacht vertreten lassen; aber durfte sie denn die Dienerschaft einen Blick in dies glänzende Elend tun lassen?

Würde ihr Gatte in seinen Fieberphantasien nicht wieder jene häßlichen, schmählichen Schimpfworte ausstoßen — jene abscheulichen Verleumdungen auf ihren Namen häufen?

Die flammende Röte der Scham übergießt auf einen Augenblick ihr schmales, bleiches Gesicht.

Nein — sie kann, sie darf in diesen Abgrund von Schmach und Schande niemand sehen lassen, und wenn sie selbst darüber zugrunde gehen müßte!

Gab es für ein Weib wohl ein elenderes Dasein als das ihre?

Fürs ganze Leben an diesen brutalen Unhold gefesselt, den sie verabscheute, verachtete und fürchtete; der ihr die Jugend und den Glauben an die Menschheit gestohlen, ja, den Glauben an eine gerechte Vorsehung im Himmel!

Leonore zieht eine weiße Seidendecke über sich — mit großen, tränenlosen Augen starrt sie hinüber zur Wand — — dünne Gespinste der Erinnerung des Erlebten, Empfundenen flattern über den Schein des elektrischen Lämpchens.

Verworrene Bilder — — —

Der Tag, an dem man die Mutter — die schöne, stille, geliebte Mutter in den prächtigen Sarkophag bettete. Wie bleich und vornehm sie dalag, und Leonore, damals ein sechsjähriges Kind mit wallenden Locken und fröhlichen, glänzenden Augen, weinte, „weil Mama so still war und keines der lieben, reizenden Märchen erzählte."

Die Mutter aber war schon auf dem Wege zum Himmel und konnte ihr Kind nicht wie sonst mit der lieben, weichen Stimme und den herrlichen Märchen beschwichtigen.

Und als es so einsam um sie beide geworden, da hatte der alternde Mann sich fest an die blühende Tochter angeschlossen. Diese Liebe aber war, wie stets beim Manne, egoistisch, tyrannisch. Mit niemand wollte er sie teilen — eifersüchtig belauschte er jede Regung im erwachenden Herzen seines Kindes.

Und endlich war auch das lachende Leben, der goldene Sonnenschein in Gestalt des Freundes in ihr junges Dasein getreten. Erich — Erich von Westernhagen, ein armer, junger Mann, dem man als Bildhauer eine große Zukunft verhieß. Wie schnell sich die keusche Knospe ihrer Liebe erschloß — doch eine einzige Reifnacht hatte diese beiden Kinder um alle Seligkeit betrogen.

Ach — wie klar trat jene Stunde vor Leonores Erinnerung!

Es war am Sankt - Stephansfeste.

In vorgerückter Abendstunde saß sie über ein Buch gebeugt, den Vater zum Nachtessen erwartend. Seit einigen Wochen schon schien ihr sein Wesen verändert: hastig, nervös in seinen Bewegungen, auffahrend und gleich darauf dumpf vor sich hinbrütend. Dennoch sprach er sich nicht aus.

Plötzlich öffnete sich die Tür des Speisezimmers — auf der Schwelle stand Egon Szigetty, ihr Vater, aschfahlen Gesichts, sah sich vorsichtig um, schloß und riegelte die Tür ab und fiel dann kraftlos auf den Divan, neben dem seine Tochter saß.

Und in dieser Stunde machte Szigetty seinem Kinde ein schmähliches Geständnis: daß er, der geachtete Grundbesitzer, seit Jahren heimlich dem Spielteufel verfallen — daß er große Summen verloren, die Güter überschuldet und, um sich zu retten, mehrere Wechsel gefälscht habe.

„Aber ich will nicht, daß mein Name an den Pranger kommt! Ich will nicht ins Zuchthaus kommen! Leonore — Du kannst — Du mußt mich retten! Seit Monaten wirbt Karaczonyi, einer unserer reichster Gutsnachbarn, um Dich. Er gab mir die Gelder zum Spielen — er hat die falschen Wechsel in seinen Händen — er ist mein Vampyr, der mich aussaugt! Leonore, Du mußt sein Weib werden! Es ist die einzige Rettung, die Deinem Vater bleibt!"

Und da sie, leichenblaß vor Schreck, die Hände abwehrend ausstreckte und zitternd vor ihm zurückwich, riß Szigetty einen Revolver hervor und rief ihr zu:

„Rettest Du mich nicht, so töte ich mich hier vor Deinen Augen!"

Sie sank in den Sessel zurück, und [illegible] sank [illegible] der Alte vor ihr nieder und preßte seine eiskalten Lippen auf ihre Hände.

„Leonore — mein geliebtes Kind — rette mich!"

Sie hatte das Opfer gebracht — hatte ihre Jugend, die heiße Liebe zu Erich von Westernhagen eingesargt und war mit blutendem Herzen dem häßlichen, ungeliebten Manne gefolgt; aber es war eine Lüge, als sie vor dem Altare das bindende „Ja" aussprach. Das angstvolle, bleiche Gesicht des Vaters neben ihr hatte ihr diese Lüge erpreßt.

Die Wechsel wanderten in Egon Szigettys Hände zurück, aber sein Kind, das er verkauft hatte, trug ein furchtbares Martyrium für seine Schuld.

Und damals ahnte Leonore ja noch gar nicht, welch ein Abgrund schlechter Eigenschaften und roher Gewalten in Bela von Karaczonyi steckte.

Er hatte Leonore wie eine Ware gekauft und schäumte vor Wut, daß er, der verwöhnte Lebemann, dieser „Marmorstatue" kein Leben einhauchen konnte, ihre Sinne nicht zu entflammen vermochte; er wollte es nicht begreifen, daß Verachtung und Ekel eine Mauer zwischen sich und dem reinen Weibe zogen, das seinen Namen trug.

Da begann er sie dann aus Rachsucht zu quälen — oh, nicht vor der Welt, nein, im geheimen. Mit tausend Spott- und Hohnreden verwundete er ihre Frauenehre und ihre Kindesliebe, denn trotz alldem hing Leonores Herz noch an dem egoistischen Vater.

Karaczonyi verließ sein Besitztum und führte fortan in der ungarischen Hauptstadt ein häßliches Leben, das sich mit seiner Würde als Kommerzienrat, zu dem ihn sein Geldsack gemacht, schlecht vertrug. Sein schönes Weib umgab er in den ersten Jahren mit Spionen, die Leonore auf Schritt und Tritt verfolgten.

Seine ganze brutale Natur zeigte sich nun. „Da sie Dich haßt", so sagte er sich, „liebt sie den anderen — und einmal wird sie mir doch ins Netz gehen und sich verraten!"

Und Leonore kannte sein häßliches Denken zur Genüge. — —

Der Nachtwind wirft die Fliederblüten gegen die Fenster; daneben der alte, große Maulbeerbaum singt ihnen, so scheint es, ein Ammenlied. Ach, wie lang die Nacht doch ist!

Und noch einmal füllt sich Leonore den hohen Glasbecher bis zum Rande und trinkt. Dann rieselt wohlige Wärme durch ihre Glieder. Gern möchte sie einschlummern — — doch der Kranke regt sich, wirft sich unruhig umher, spricht im Schlafe, und was er spricht, scheucht den ihren aus den Augen.

„Bah, Doktor, ich bin doch nicht krank! Ich will nicht krank sein! Zu viel Champagner hab' ich getrunken, und Loulou, der süße, kleine Satan, wollte ausreiten! Her mit den Pferden! — Was, der Tartar will den Graben nicht nehmen? Da, nimm diesen Peitschenhieb, du Betjar! Ach — das kalte Wasser — er hat mich abgeworfen — mein Kopf — es schmerzt, es bohrt darin — ich ersticke!" — —

Leise erhob sich Leonore und flößte dem Kranken Medizin ein.

Er sah sie mit rollenden, gläsernen Augen an.

„Du!? Was willst Du hier, Du Schlange? Wartest Du schon auf meinen Tod? Freue Dich nicht zu früh, mein Schätzchen — ich bin nicht krank — und hier lasse ich Dich auch nicht, Du mußt mit mir! Haha! — Möchtest wohl gern mit Deinem Herzallerliebsten in die weite Welt gehen? Weiß ja, daß Dir der Habenichts, der Süße, im Kopf und Herzen steckt! Nichts da — Du bist mein Eigentum! Ich habe mein schönes Geld für Dich hingegeben! Betrogen bin ich worden — elend betrogen! Aber ich räche mich noch an Dir, Du Scheinheilige!"

So tobt und ruft der Kranke noch eine Weile; dann tritt Erschöpfung und Atemnot ein. Leonore nimmt ein paar Tropfen aus dem dunklen Fläschchen, mischt sie mit Wasser im silbernen Löffel und reicht sie dem Patienten.

„Champagner! — Mehr Champagner! Loulou soll leben!"

Das Medikament tut seine Wirkung. Der Kranke schläft ein. Aber sein gequältes Weib ist auch der Erschöpfung nahe. Mit brennenden Augen starrt sie hinüber. Das Herz schlägt ihr unregelmäßig in der Brust — die Schläfen schmerzen, die eiskalten Hände beben ihr. Und wie durch den Körper, fährt auch durch die Seele Aufruhr.

Ja, muß sie denn diese schmachvolle Behandlung erdulden? Hat sie den Leidenskelch in diesen fünf Jahren nicht täglich geleert? Beim Himmel, sie hatte mehr als ihre Kindespflicht erfüllt, als sie sich für den Vater opferte! Mußte sie denn diese Ketten weiterschleppen? War sie nicht jung und schön und konnte vom Leben ihren Anteil an Freiheit, an Jugendkraft — an Liebe verlangen?

„Mache dich frei!" schrie der Versucher endlich in ihr auf. „Mache dich frei von deinem Peiniger. Wie sagte der Arzt? Ein paar Tropfen zu viel, und die heilbringende Medizin wird zum tötenden Gift! Wie zauberhaft das! Der baldige Tod bringt dir die Erlösung von aller Qual! Mache dich frei!" — —

So flüsterte der Versucher in ihr — — wie mit unsichtbaren Armen zieht es sie aus dem Lehnsessel empor — heiße Blutwellen durchfluten sie — — möglichst leichter das kleine Fläschchen zu [illegible], und ihrer Sinne kaum mächtig, zieht sie die kleine Phiole an sich, schüttet von ihrer farblosen Flüssigkeit, ohne die Tropfen zu zählen, in den Silberlöffel und flößt dem Fiebernden den Trank ein.

Er trinkt — — — und regt sich nicht mehr.

„Nun ist's geschehen — nun wirst du frei sein! Die schöne, lachende Welt steht dir offen! Geh' — schmücke dich! Erich, dein Jugendfreund, wird dich mit offenen Armen empfangen! Wolle nur, wolle nur so recht glücklich sein, und das Glück ist dein!"

So frohlockt der Versucher — — dennoch ist Leonore sterbensmatt. Noch sitzt sie und starrt wieder mit brennenden Augen nach der regungslosen Gestalt im Prunkbett — dann umdunkeln schwarze Schatten ihre Sinne.

Was geschieht um sie her? — — Mechanisch legt sie sich schwarze Trauerkleider an, die man ihr bringt — geht mechanisch hinter einem kostbar geschmückten Sarge einher. — — Wo nur all die Hunderte von Menschen herkommen, die ihm das Geleite geben?

An der Gruft hört sie Worte des Friedens, der Versöhnung, aber sie empfindet nichts. Ihr Herz ist tot. Den sie da versenken — es ist ihr Peiniger, der sie gemartert, gequält, jahrelang. Endlich ist sie frei! Frei! Warum ist ihr denn die Freude darüber abhanden gekommen? Die Freiheit hat keinen Reiz mehr für sie. —

Mit welch seltsamen, unheimlichen Blicken die vielen Umstehenden sie betrachten! Man wirft Erde auf den Sarg — auch ihr bietet man eine Schaufel davon — drei Hände voll soll sie auf den Toten hinabwerfen — doch Grauen packt sie — — rief da nicht eine Stimme leise ihr das Wort „Mörderin!" in Ohr?

Und „Mörderin!" widerhallt es in ihrem toten Herzen.

Fort von der Stätte des Todes! Sie ist jung — leben will sie, leben und lieben!

Ueber eingesunkene Hügel eilt ihr flüchtiger Fuß, an Rosenbüschen und Jasmin vorüber, dem Hauptportale zu. Dort wartet ihr Wagen.

Dort — dort — neben der kleinen Friedhofskapelle — dieser junge, schlanke, schwarzlockige Mann! Das ist Erich — ihr Erich!

Sie fliegt ihm entgegen, breitet die Arme aus und ruft ihm zu: „Nimm mich hin, Geliebter! Frei bin ich — endlich frei!"

Aber Erich von Westernhagen zieht sie nicht an sein Herz. Seine großen, blauen Augen blicken unsäglich traurig; dann wendet er sich ab, und seine Stimme hat einen harten, fremden Klang:

„Frei bist Du, Leonore — aber um welchen Preis!"

Außer sich vor Schmerz stürzt sie schluchzend zu seinen Füßen nieder. „Vergib mir, Erich! Ich konnte nicht anders! Ach, entziehe mir Deine Liebe nicht, die mein Leben ist; Deine Liebe, die mich entsühnen und schuldlos machen wird!"

Doch als sie die in Tränen schwimmenden Augen wieder erhebt, ist sie allein — Erich ist gegangen, er hat ihr nicht vergeben. Wie aus dem Erdboden gewachsen, steht aber eine schwarze Gestalt neben ihr, die nach ihrer Schulter greift.

„Eleonore von Karaczonyi, ich klage Sie an und verhafte Sie!"

Es ist heller Morgen, die Vögel jubilieren im nahen Walde, und goldene Lichtstrahlen klettern durch die halbgeschlossenen Vorhänge am Spiegel umher. Alles Blut strömt ihr zum Herzen. Leonore erhebt sich — angstvoll haften ihre Blicke auf dem Bett, das goldene Sonnenstäubchen umtanzen. Zwei Schritte, wagt sie sich vorwärts — — ruhige, gleichmäßige Atemzüge schlagen an ihr Ohr. — — —

Da drückt sie die Hände fest gegen das zitternde Herz.

„Es war ein Traum — — Gott sei gelobt! Ein Traum nur."

Dann aber faßt sie nach dem ihr unheimlichen blauen Fläschchen, löst den Kork und schüttet den Inhalt in den Kamin — die Flasche hinterher. Sie ist keine Mörderin, wird und will niemals dazu werden.

Eins aber hat sie der furchtbare Traum gelehrt: ihre im Schlafe gefangene Seele war der Versuchung unterlegen — es gab also dunkle Schatten, Leidenschaften und Gewalten in ihrer Brust, deren sie sich nicht bewußt war.

Sobald dieser Mann von seinem Sturze genesen, verließ sie sein Haus und reichte die Scheidungsklage ein. Das gelobte sie sich.